

Jeanne d'Arc vor der Inquisition

AUSSTELLUNG. Ana Torfs befasst sich in ihren scheinbar idyllischen Installationen mit Gewalt und Unrecht in Europas Geschichte. Derzeit in der Generali Foundation.

VON SABINE B. VOGEL

Am westlichen Rand der Erde, wo die bekannte Welt endete, lag Elysium, die Insel des Glücks. Hier konnten sich die Seelen von ihren irdischen Mühen erholen, die in der Gunst der Götter standen – das zumindest glaubten die Menschen in früheren Zeiten. Einige Jahrhunderte später erhielten die Kanarischen Inseln eine neue Zuschreibung, als Christoph Kolumbus dort eine letzte Zwischenstation machte, bevor er 1492 zu seinen Entdeckungsreisen aufbrach. Heute sind sie bekannt als beliebtes Tourismusziel und Ort täglicher Flüchtlingsdramen. All diese Facetten greift die belgische Künstlerin Ana Torfs in den Fotografien ihrer „Legend“-Serie auf. Wie durch ein Teleskop sehen wir idyllische Landschaftsausschnitte, darunter lesen wir historische, politische und ökonomische Fakten – ausschnitthaft, denn das Ganze können wir nie in den Blick nehmen.

„Legend“ ist eine der zehn Installationen, die Ana Torfs in der Generali Foundation zeigt. So poetisch viele ihrer Werke auf den ersten Blick erscheinen, so tiefgründig bis grausam erweisen sie sich beim zweiten Blick. Denn Torfs verführt uns mit so harmlosen Bildmotiven wie Landschaften, Blumen und Porträts zu einer Reise durch Orte und Zeiten eines Europa, das geprägt ist von Unrecht und Gewalt. Ihre Arbeitsmethode basiert auf Überlagerungen und Vernetzungen, in denen die Trennung zwischen gestern und heute aufgehoben ist. Auf ihrer Suche nach der Wahrheit reizt sie gern die Spannung zwischen Bildern und Texten aus.

Aufarbeitung der Kolonialgeschichte

Ähnlich wie „Legend“ führt uns auch „Family Plot“ weit in die Vergangenheit. Auf 25 Fotografien bzw. Collagen zeichnet Torfs die Geschichte des westlichen Imperialismus anhand unserer Bezeichnungen von Pflanzen nach. Ohne Rücksicht auf einheimische Namen nannte der Botaniker Hermann Wendland eine Palme „Washingtonia robusta Wendl.“ als Hommage an den verehrten US-Präsidenten. Das Mahagonigewächs „Swietenia“ ist nach Gerard van Swieten, dem österreichischen Leibarzt Maria Theresias, benannt; und Blighia sapida, auch Akiplume genannt, ehrt den britischen Seefahrer und Captain der Bounty, William Bligh,



Gnadenlose Ausweglosigkeit: Ana Torfs, „Du mentir-faux“, 2000.

[Generali Foundation]

der diese Pflanze als billige Nahrung für Sklaven in die Karibik brachte. Torfs kombiniert Fotografien der Botaniker mit den Namenspatronen, legt darüber das Bild der Pflanze und fügt Weltkarten, Details zur botanischen Herkunft und zum kulturellen Kontext hinzu. Dank der vielen Bezüge kommen wir so in nahezu jede Region der Erdkugel und folgen einer ungeheuer spannenden Aufarbeitung der Kolonialgeschichte.

Am berührendsten ist „Du mentir-faux“, was mit „Doppellügen“ übersetzt werden kann. In Großaufnahme sehen wir eine Frau mit strengem Pagenschnitt. „Befragt, ob sie Frauenkleidung wollte“, „Befragt, ob Gott die Engländer hasse“ lesen wir auf den dazwischen eingeblendeten Textdias. Es sind Passagen aus Jeanne d'Arcs Inquisitionsprozess von 1431. Ihre Antworten hören wir nicht. Den Ausgang des Prozesses kennen wir aus der Schule. Was wir sehen, ist die gnadenlose Ausweglosigkeit der Situation.

Ähnlich bedrohlich inszeniert Torfs auch die Gerichtsprotokolle zu den Morden an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in „Anatomy“. Sachlich-nüchtern lesen 25 Schauspieler Antworten auf schriftlich ein-

geblendete Fragen vor: Ausschnitte aus den Verhörprotokollen des Militärtribunals zu den Morden. Weitere Darsteller stehen auf den Rängen des berühmten Berliner „Theatrum anatomicum“. Hier wird jetzt nicht ein Körper, sondern eine Situation sezziert: der Mord an den beiden Sozialistenführern – damit auch unser Umgang mit Geschichte, mit Übersetzungen und Archivierung. Torfs inszeniert die Suche nach dem Ursprung des Unrechts so intensiv wie überzeugend.

IN DÜSSELDORF UND WIEN

■ Ana Torfs wurde 1963 in Morsel (Belgien) geboren. Ihre Installationen befassen sich oft mit kulturellem Gedächtnis. Derzeit geben zwei Ausstellungen erstmals einen Überblick über ihr Werk. Sie fungieren als zwei Platten eines Doppelalbums: Album/Tracks A in der K21 Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf; Album/Tracks B in der Generali Foundation, Wien (Di-So 11-18, Do 11-20).

LINZER FREILUFTSPEKTAKEL

Der Zug der Zukunft im rechnenden Raum

„Baby Jet“: Die Linzer Klangwolke war eine geglückte Parodie auf Kunst- und Technologie-Hype.

VON THOMAS KRAMAR

Die Klangwolke 2010 realisiert ein Eisenbahnprojekt der Zukunft. Das Künstlernetzwerk Lawine Torren wird den Donaupark in einen ‚rechnenden Raum‘ verwandeln. Drei Physiker des Projektteams stellen in einem Überschall-Event-Experiment den Zug der Zukunft live vor.

Klingt wieder einmal wie eine unfreiwillige Parodie auf Kunst- und Wissenschafts-PR, dieser Presstext zur Linzer Klangwolke, dachte man sich beim Überfliegen des Programmhefts. Und war angenehm überrascht, als sich dann bei der Aufführung im Donaupark herausstellte: Es ist eine Parodie!

Und zwar eine gelungene. Und eine notwendige. Denn solche marktschreierischen, zukunftsgeilen Texte gibt es zuhauf, beileibe nicht nur in den Katalogen der Ars Electronica (wo sie von Jahr zu Jahr erfreulicherweise seltener werden). Der oberösterreichische Künstler Hubert Lepka, der bereits 2005 eine ungewöhnlich intelligente Klangwolke („Teilung am Fluss“) gestaltet hat, kennt sie gut. Und er weiß offenbar genug über tatsächliche wissenschaftliche Forschung, um die Parodie stimmig zu machen.

Alice, Bob, Eve und die Supraleitung

So heißen die drei Hauptpersonen nicht zufällig Alice, Bob und Eve. Kryptografen nennen die Akteure bei der Übertragung einer Nachricht so: Alice will eine geheime Botschaft an Bob schicken, Eve (von „eavesdropper“, Lauscher) will das Geheimnis knacken. Diese Nomenklatur übernahmen

die Physiker, die sich mit Teleportation und Quantenkommunikation befassen – und diese Gebiete sind ziemlich anfällig für einen Hype. So wie die Computertechnik: Darum ist die Alice im Stück auch die Großnichte des (realen) Computerpioniers Konrad Zuse. Und wie die Supraleitung, auf der Lepka die (fiktive) Technik seines (fiktiven) „Baby Jet“ aufbaut, und zwar so, dass es fast nach echter Technologie (z. B. von Magnetschwebbahnen in Japan) klingt, mit einschlägigem Vokabular („Cooper-Paare“, „Lorentzkraft“ etc.). Dazu kommen Anspielungen auf das sogenannte „größte Experiment der Menschheitsgeschichte“, den Teilchenbeschleuniger LHC des Cern in bzw. unter Genf: Über den „Baby Jet“ heißt es eingangs, er solle in einem kreisförmigen Tunnel unterhalb von Linz rasen...

So beginnt das Drama, live im Studio kommentiert vom Chefexperten Prof. Bruckmann: Triumphaler Hardrock begleitet die Tiraden übers „Reisen von morgen“, Alice



Höchste Eisenbahn am Donauufer! Die Linzer Klangwolke, auch heuer reich an Effekten. [APA]

Zuse (Silke Grabinger als archetypische Labormantelblondine) singt den fetzigen „Baby Jet Song“. Doch die futuristische Idylle zerbröckelt in technischem und menschlichem Versagen, selbst Prof. Bruckmann muss Ratlosigkeit gestehen; nach dem Unfall tönt Swing aus dem Grammophon statt Zukunftsmusik; Alice, Bob und Eve zerstreuen sich, während die Handlung fast einem Agentendrama ähnelt: Am Ende findet sich die verzweifelt gesuchte Formel hinter einem Bild Konrad Zuses im Lentos-Museum!

Alle helfen mit ihren Handys!

In einer schicksalhaften Situation muss sogar das Publikum mithelfen: nicht wie im Kasperltheater durch Rufen, sondern – wie es sich für ein technologisches Drama gehört – durch Aufdrehen der Mobiltelefone.

So endete doch alles gut und idyllisch, und das Feuerwerk, ohne das keine Klangwolke vorstellbar ist, erleuchtete schließlich den Himmel über Linz. Lepka sparte auch sonst nicht an den – geschickt inszenierten – Versatzstücken des traditionsreichen Freiluftspektakels: Speedboote, Hubschrauber, Laser vom Pöstlingberg, alles da. Dazu, dem Thema entsprechend, ein echter Railjet und eine alte Dampflok. Die ÖBB – im Programmheft als Partner der „Arge Baby Jet“ genannt, die „dieses Verkehrsprojekt von der Realisierbarkeit bis zum Rapid Prototyping als ‚Concept Train‘ entwickelt“ habe – hat sich nicht lumpen lassen. Und in einer Aussendung – nach der Aufführung! – ist sie sich weiterhin sicher: „Der Baby Jet wird neue Maßstäbe setzen.“

FESTIVAL GRAFENEGER

Australier, ganz europäisch

Das Sidney Symphony Orchestra unter Ashkenazy brachte tschechisches, russisches und französisches Repertoire.

VON WALTER DOBNER

Gerade beim letzten für den Grafenegger Wolkenturm geplanten Konzert war das Wetter erbarmungslos. Dabei wäre es reizvoll gewesen, die beiden Eckstücke dieses Programms im Freien zu hören. Zumal in der hier vorgeführten Interpretation. Ob der gegenwärtige Chefdirigent der australischen Musiker, Vladimir Ashkenazy, mit der Wahl von Antonin Dvořáks „Karneval“-Ouvertüre daran erinnern wollte, dass er zwischen 1998 und 2003 Musikdirektor der Tschechischen Philharmonie war? Diese hätte ihm dieses viel zu selten aufgeführte symphonische Kleinod gewiss mit mehr klanglicher und rhythmischer Raffinesse serviert, ihn gezwungen, die Übergänge fließender und eleganter zu nehmen, weniger auf wirkungssicheren Effekt zu setzen.

Ashkenazys Konzept für das offizielle Finale, Tschaikowskys ausladende „Manfred“-Symphonie, gefiel ungleich besser. Gewiss, auch hier arbeitete er bewusst auf die großen Steigerungen hin, ließ die Musiker dynamisch auftrumpfen. Aber ebenso nahm er sich Zeit, die zahlreichen lyrischen Einschübe auszukosten, wenn auch die Holzbläser nicht immer mit der geforderten Präzision agierten. Bemerkenswert, wie es ihm gelang, dieses von Byron inspirierte Sujet eindringlich, aber ohne jeden Anflug von Sentimentalität zu präsentieren. Das verriet viel von der Arbeit, die er mit seinem Orchester geleistet hat. Über so manche klangliche Schwächen bei den Streichern konnte dies allerdings nicht hinwegtäuschen.

Unorthodox: Hélène Grimaud

Für das Mittelstück des Abends erwies sich der Wechsel in das akustisch vorzügliche Auditorium als Vorteil. Schließlich zählt Ravels G-Dur-Klavierenkonzert zu den Werken, bei denen die Musiker genau aufeinander hören müssen, um die vielen Pointen exakt und treffsicher zu setzen. Der Reiz bei dieser akklamierten Aufführung: Sie wurde von zwei Pianisten ausgeführt. Denn ehe Ashkenazy ans Dirigentenpult wechselte, begann er eine Pianistenkarriere, die er wenigstens im Plattenstudio noch weiterführt, wie zuletzt erschienene Bach-Einspielungen zeigen. Er wusste daher, wo und vor allem wie er mit dem Orchester seine Solistin Hélène Grimaud unterstützen muss.

Was nicht einfach war. Denn die einige Zeit wegen gesundheitlicher Probleme nicht auftretende französische Pianistin wartete immer wieder mit ungewohnten Nuancen auf. Vor allem die langsamen Abschnitte nahm sie betont ausführlich, um anschließend das Tempo rasant anzuziehen. Ungleich weniger entzündete sie sich an der motorischen Kraft und den mit viel Finesse eingeblendeten jazzoiden Momenten dieses gleichermäßen Mozart wie Saint-Saëns verpflichteten Werks. So klang das finale Presto um einiges weniger impulsiv als erwartet.

in kürze

Met: Saisonstart mit „Rheingold“

Die New Yorker Metropolitan Opera beginnt ihre neue Saison mit der – laut eigenen Angaben – aufwendigsten Inszenierung, die sie je geboten hat: Der kanadische Regisseur Robert Le Page setzt Wagners „Rheingold“ in Szene. Bei der Premiere am 27. September dirigiert James Levin, Musikdirektor der Met; die Aufführung wird live im Internet (www.metoperafamily.org) übertragen.

Ars: Ansturm auf Tabakfabrik

Während die traditionell populäre Linzer Klangwolke (siehe Artikel, links) an die 70.000 Zuseher anlockte, kamen immerhin 15.000 Menschen am Samstag in die ehemalige Linzer Tabakfabrik, wo heuer die Ars Electronica stattfindet. Offenbar trug der Reiz des Industriebaus zu diesem Publikumsinteresse bei.